**Dieses Dokument ist eine Zweitveröffentlichung (Verlagsversion) /
This is a self-archiving document (published version):**

Karl Lenz

Stefanie Bethmann, Liebe – eine soziologische Kritik der Zweisamkeit.

Erstveröffentlichung in / First published in:

Soziologische Revue. 2015, 38(1), S. 139 – 143 [Zugriff am: 05.12.2019]. De Gruyter. ISSN 2196-7024.

DOI: <https://doi.org/10.1515/srsr-2015-0017>

Diese Version ist verfügbar / This version is available on:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-710716>

„Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFGgeförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.“

This publication is openly accessible with the permission of the copyright owner. The permission is granted within a nationwide license, supported by the German Research Foundation (abbr. in German DFG).
www.nationallizenzen.de/

Einzelbesprechung

Liebe

Stefanie Bethmann, Liebe – eine soziologische Kritik der Zweisamkeit. Weinheim & Basel: Beltz Juventa 2013, 244 S., br., 24,95 €

Besprochen von **Prof. Dr. Karl Lenz**: Institut für Soziologie, TU Dresden,
E-Mail: karl.lenz@tu-dresden.de

Schlüsselwörter: Liebe, Paarforschung, Gruppendiskussionen, Anerkennung

DOI 10.1515/srsr-2015-0017

Die Liebe ist in die Soziologie zurückgekehrt. Während die Liebe bei den Klassikern – nicht nur bei Georg Simmel – durchaus ein Thema war, wurde sie lange Zeit vernachlässigt, sogar in der Familiensoziologie. Auch heute wird Liebe nicht in der Elter(n)-Kind-Beziehung aufgegriffen, sondern auf die Paarbeziehung bezogen. Zur Wiederentdeckung hat sicherlich beigetragen, dass sich in und neben der Familienforschung eine Paarforschung hat herausbilden können, die zum Teil unter dieser Flagge segelt, zum Teil ohne eigenes Etikett diese praktiziert. Nachhaltig angeschoben wurde die Wiederentdeckung zudem durch die viel gelesenen und breit rezipierten Bücher von Niklas Luhmann („Liebe als Passion“, orig. 1982), Anthony Giddens („The Transformation of Intimacy“, orig. 1992) sowie Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim („Das ganz normale Chaos der Liebe“, orig. 1990). Auf die mittlerweile erfolgte Wiederentdeckung der Liebe als soziologisches Thema kann das Buch von Stefanie Bethmann aufbauen und die Autorin versteht es – wie zu zeigen sein wird –, den vorhandenen Forschungsstand substantiell zu bereichern.

Von Anfang an macht Bethmann deutlich, dass es ihr – entgegen der Mehrheit der vorliegenden Arbeiten – nicht um die Liebessemantik oder den Liebesdiskurs geht. Stattdessen ist es das Ziel der Studie, Liebe in den „vielfältigen Momenten ihrer interaktiven Produktion zu analysieren“ (12). Während die Freisetzung der Liebenden aus sozialen Gemeinschaften ein wiederkehrender Topos sei, werde die Frage vernachlässigt, wie „Menschen gemeinsam mit anderen aus Liebe Sinn machen“ (12). Damit Liebe aber Wirklichkeit werden kann, muss sie für den Liebenden selbst wie auch für die anderen erkennbar und verstehbar sein. Damit wird zugleich die ganz wesentliche Stoßrichtung ihrer Kritik – die auch schon im Titel des Buches zum Vorschein kommt – angezeigt, die darauf abzielt, dass die vorliegende Forschung Liebe zu sehr auf das Paar verengt. Bethmann

kritisiert zudem, dass ausgehend von einer linearen Transformation von Liebe ein „allzu homogenes Bild von der Liebe der Gegenwart gezeichnet“ (11) wird. Auch möchte sie – worin ihre Anknüpfung an Eva Illouz erstmals zum Vorschein kommt – Liebe und soziale Ungleichheit in einen engen Zusammenhang bringen.

In den ersten beiden Kapiteln setzt sich Bethmann mit dem soziologischen Forschungsstand zur Liebe auseinander – nicht umfassend, sondern fokussiert auf einige zentrale Arbeiten. Behandelt wird die romantische Liebe und die partnerschaftliche Liebe, wobei die Autorin insbesondere Gemeinsamkeiten betont. Bei der partnerschaftlichen Liebe nimmt die Autorin vor allem auf Giddens Bezug. Als Gemeinsamkeit wird die modernisierungstheoretische Perspektive aufgefasst, die mit einer Steigerung der Individualitäts- und Autonomieansprüche verbunden ist. Eine doppelte Relevanz kommt für die Autorin den Arbeiten von Illouz zu, einerseits als eine Quelle wichtiger Anregungen, andererseits – neben und sogar vor Giddens – als Bezugspunkt ihrer Kritik. Neben der Übereinstimmung im engen Zusammenhang zwischen Liebe und sozialer Ungleichheit wird zustimmend hervorgehoben, dass Illouz sich vor allem mit den Schattenseiten der Individualisierung befasst habe. Dennoch bleibt Illouz – damit beginnt die Kritik – der Modernisierungstheorie verhaftet und verkennt dadurch die Heterogenität der gegenwärtigen Liebeskonzepte. Nach Illouz setzt – wie in dem 2011 erschienenen Buch „Warum Liebe weh tut“ ausgeführt – sich die Ungleichheit der Geschlechter in der Gegenwart fort oder verstärkt sich sogar, da die Männer in der Gegenwart bindungsunwillig sind. Diesen Befund der bindungsunwilligen Männer kann Bethmann mit ihren eigenen Daten aber nicht bestätigen. Die Autorin vermutet, dass Illouz sich in diesem Befund zu stark von medialen Präsentationen – wie z. B. der Fernsehserie „Sex and the City“ – hat leiten lassen. Die entscheidende Schwachstelle sieht Bethmann in der empirischen Basis von Illouz. Sie habe zwar für ihre Studie Liebesromane, Briefe, Ratgeber und auch Interviews einbezogen, allerdings ohne sich näher mit den Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen dieser Materialien zu befassen. Ihr genüge eine Fußnote, um die empirische Basis und Vorgehensweise anzuzeigen.

Hierin zeigt sich ein fundierter Unterschied zur Arbeits- und Darstellungsweise bei Bethmann. Die Anlage und Durchführung der Empirie werden differenziert beschrieben; sichtbar wird ein hohes Maß an methodologischer Reflexion. Die Materialbasis für diese Publikation bildet das von 2008–2011 laufende DFG-Forschungsprojekt „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Gefühls“ an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg unter der Leitung von Nina Degele und maßgeblicher Mitarbeit der Autorin. Durchgeführt wurden 18 Gruppendiskussionen mit Realgruppen in Freiburg und Umland sowie in Berlin. Es wurde darauf geachtet, dass ein möglichst breites Sample mit

maximalem Kontrast zusammengestellt wird. Einbezogen wurden u.a. über 60jährige Handwerksmeister/innen, VWL-Studierende ebenso wie ein Berliner Freundinnenkreis, ein multiethnischer Freundeskreis und ein schwul-lesbischer Sportverein. Die Autorin ist – entsprechend des theoretical sampling – dabei so vorgegangen, dass eine Gruppendiskussion jeweils erhoben und ausgewertet wurde und dann aufgrund der Ergebnisse über weitere Kontrastgruppen entschieden wurde. Bei der Auswertung greift die Autorin auf von Kornelia Helfferich und Jan Kruse stammende, integrative, textthermeneutische Verfahren zurück und verwendet für einzelne Fragestellungen verschiedene Analyseheuristiken, wie die Positionierungsanalyse oder Agency-Analyse. Diese mit großer Methodenkompetenz akribisch durchgeführte Empirie wird verbunden mit einer hohen theoretischen Reflexion. Ein hoher Stellenwert kommt dabei der Ethnomethodologie zu, die als theoretischer Rahmen der Studie zugrunde gelegt und thematisch bezogen mit der Anerkennungstheorie verknüpft wird.

Im dritten Kapitel wird das intersubjektive Erkennen von Liebe beschrieben und anerkennungstheoretisch interpretiert. In Abgrenzung zu Code und Gefühl fasst Bethmann Liebe als Beziehung auf und differenziert dabei drei zentrale Dimensionen: die Orientierung an der geliebten Person, die Wechselseitigkeit der Beziehung und den dadurch hergestellten, über die Dyade hinausreichenden Handlungszusammenhang. Liebe sei – so Bethmann weiter – mit einer Reihe von Paradoxien verbunden. So wird sie einerseits von Diskussionsteilnehmer/innen als eine passive Überwältigung beschrieben, andererseits wird auch deutlich, dass sie aktiv hergestellt wird. Um für sich und andere Liebe erkennbar zu machen, brauchen die Liebenden romantische Praktiken. Dieser feste und unverzichtbare Gebrauch geht aber Hand in Hand mit einer Abgrenzung gegen eine kitschige Romantik, die bei anderen beobachtet wird.

Nach dem rekonstruiert wurde, wie Liebe erkennbar ist, wendet sich die Autorin im 4. Kapitel „der Frage zu, was Liebe ist, sein kann und sein darf“ (121). Aus den Gruppendiskussionen werden drei Liebeskonzepte gewonnen, die Bethmann als „Wahrheiten der Liebe“ bezeichnet. Unterschieden wird zwischen „Liebe als Vollzug“, „Liebe als Selbsterkenntnis“ und „Liebe als Projekt“. Während das erstgenannte Liebeskonzept Ähnlichkeiten mit dem aufweist, was Giddens und Illouz der Vergangenheit zuordnen, steht in diesen Arbeiten für die Gegenwart das Liebeskonzept im Zentrum, was als „Liebe als Selbsterkenntnis“ bezeichnet wird. Die Autorin arbeitet an dieser Stelle mit der diffusen Unterscheidung von Vergangenheit und Gegenwart. Erstaunt ist man, dass nicht die von ihr eingangs eingeführten Begriffe der romantischen und partnerschaftlichen Liebe verwendet werden. Dabei wären allerdings, so ist zu vermuten, schnell Unterschiede zum Vorschein gekommen. Die dritte „Wahrheit der Liebe“ habe, so Bethmann, bislang in der Forschung kaum Beachtung gefunden.

Im nächsten Schritt bringt die Autorin diese drei „Wahrheiten der Liebe“ mit Selbstkonstruktionen in Verbindung. Zugeordnet wird das performative, detektivische bzw. projektive Selbst. Deutlich gemacht werden soll damit, „was für ein Individuum, was für ein Selbst das ist, das in der Liebe Bestätigung sucht und (manchmal) findet und worin genau der jeweilige Anspruch auf Anerkennung besteht“ (151). Um es nur am Zusammenhang zwischen Liebe als Vollzug und performativem Selbst deutlich zu machen. Dieser Liebe, „die sich im praktischen Miteinander tun zu erkennen gibt“ (127), ist ein Selbst zugeordnet, „das nicht über seine Innerlichkeit, seine Intentionen und wahren Gefühle definiert wird, sondern über sein sichtbares Handeln in sozialen Beziehungen“ (157). Die drei rekonstruierten Wahrheiten der Liebe sind auch mit unterschiedlichen Individualitäts- und Autonomievorstellungen verbunden. So werden bei der Liebe als Vollzug Traditionen keineswegs als Gefahr für die Autonomie aufgefasst, sondern als Orientierungshilfe gesehen.

Generell gilt, dass die Liebe ohne die anderen nicht auskommt. Dieses immer schon mitgeführte Argument stellt die Autorin im vorletzten Kapitel in den Mittelpunkt. Aufgezeigt wird, dass die Partnerwahl immer der Legitimation durch Dritte bedarf. Bethmann spricht deshalb von einer „triadischen Figur der Anerkennung“ (197), die der Liebe zu Grunde liegt. Vor allem am Beispiel der Hochzeit wird deutlich, dass „Lieben immer vor und mit Zeugen“ (203) stattfindet und eine Dyade immer in einen sozialen Kontext eingebettet ist. Anerkennung ist in einer Zweierbeziehung nicht nur eine wechselseitige Aufgabe, sondern das Paar ist immer auch als Paar auf Anerkennung zwingend angewiesen.

Fokussiert zeigen die „abschließenden Überlegungen“ des Buches (7. Kapitel), dass es der Autorin stark um Abgrenzungen zu anderen Arbeiten geht. Die Stärke des Buches liegt aber nicht in diesen Abgrenzungen, sondern darin, dass es ihr überzeugend gelingt, Liebe als erzählte soziale Praxis zu rekonstruieren. Bethmann versteht es eindrucksvoll, das Potenzial von Gruppendiskussionen für diese Rekonstruktionsaufgabe zu nutzen. Gegen das Übergewicht an Studien, die sich mit Liebe als Diskurs befassen, setzt sie eine empirische Studie, in der Liebe aus der Perspektive der Paare erforscht wird. Bethmann bereichert den Forschungsstand dadurch, indem gezeigt wird, dass es eine Verengung ist davon auszugehen, die Paare hätten in der Gegenwart ein einheitliches Liebeskonzept. Diesen Einheitsmythos entkräftet sie überzeugend, indem die vorhandene Heterogenität der Liebeskonzepte sichtbar gemacht wird. An dieser Stelle ist ihre Kritik an Giddens und Illouz berechtigt. Nicht leisten kann die Arbeit – schon aufgrund der Anlage – eine Überprüfung der Transformationshypothese. Das Thema der sozialen Ungleichheit – als Topthema angekündigt, in der Ausführung aber nur randständig behandelt – ist in den Studien zur Partnerwahl ein gängiger Topos; weder hat das Thema erst Illouz entdeckt, noch kann man von einer

Vernachlässigung sprechen. Bezogen auf ihre abschließende Forderung, „Liebes- und Paarforschung anders zu denken und Liebe nicht länger als Zweierbeziehung zu untersuchen“ (224), wäre es von Nutzen gewesen, zwischen Diskurs- und Beziehungsebene zu unterscheiden. Für die romantische Liebessemantik ist die Figur der Zweisamkeit ein festes Element, wobei allerdings Studien zum Wandel der Liebessemantik zeigen, dass dieses Element inzwischen schon auf der Ebene der kulturellen Vorgaben weitgehend verschwunden ist. Dass Liebe als Beziehung bzw. soziale Praxis nicht auf die Konstellation des Paares beschränkt werden kann, sondern in einen sozialen Kontext einzubetten ist, ist in der Paar- und Liebesforschung durchaus verbreitet. Auch wenn die Abgrenzungsrhetorik in dieser Arbeit zu stark ausgefallen ist, schmälert das nicht den großen Gesamtwert dieser Arbeit. Bethmanns Studie hat den Forschungsstand zur Liebe als soziale Praxis nachhaltig erweitert; auf diesem Gebiet bildet sie den Referenzpunkt für die kommende Forschung.